

Olga Grjasnowa
Gott ist nicht schüchtern

 aufbau

OLGA GRJASNOWA

**GOTT
IST NICHT
SCHÜCHTERN**

ROMAN

 aufbau

Der Roman »Gott ist nicht schüchtern« wurde von der
Robert Bosch Stiftung gefördert.



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

ISBN 978-3-351-03665-2

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

2. Auflage 2017

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2017

Einbandgestaltung zero-media.net, München

Karten © Peter Palm, Berlin

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

TEIL I



TÜRKEI

Adana

Karataş

İskenderun

Gaziantep

Kilis

Al Rai

Kobane

Marea

Manbij

Al Bab

Aleppo

Sabkhat al Jabbul

Buhayrat al Asad

ALEPPO

Idlib

IDLIB

Latakia

LATAKIA

Jablah

Baniyas

Hamah

As Sa'an

HAMA

TARTUS

Masyaf

Salamiyah

Tartus

Homs

SYRIEN

Tadmur

Palmyra

HOMS

Tripoli

Al Qaryatayn

LIBANON

An Nabk

Beirut

Sirghaya

Sab Abar

Sidon

Damaskus

RIF DIMASCHQ

Tyre

Golanhöhen

DAR'A

AS-SUWAIDA

Haifa

ISRAEL

Shaykh Miskin

As Suwaida

JORDANIEN

Mittelmeer



TÜRKEI

IRAK

Deir az-Zour

Qumischli

AL-HASAKAH

DEIR AZ-ZOUR

Akçakale

AR-RAQQA

Nahr al Khabur

Buhayrat Dahuk

Buhayrat al Qadisiyah

Hatra

Tigris

Tigris

Euphrat

Atatürk Barajı

0 50 km

© Peter Palm, Berlin

Freiheit ist ein Verb.
Daniel Kahn

Durch das Bullauge des Flugzeugs sind bereits die ersten Felder zu sehen, ihnen folgt ein Häusermeer und verschwindet wieder, dann schwenkt die Tragfläche nach oben, und durch das Fenster ist nur noch das Himmelblau zu sehen. Der Flügel senkt sich wieder, und Hammoudi sieht ein von der Sonne verbranntes Feld. Die Räder setzen unsanft auf.

Der internationale Flughafen von Damaskus hat sich seit Hammoudis letztem Besuch kaum verändert. Hinter den Kabinen, von denen die Farbe abblättert, stehen dieselben schlechtgelaunten Grenzbeamten wie immer. Mürrisch mustern sie seinen Pass und machen ihn darauf aufmerksam, dass er in ein paar Tagen abläuft.

»Deswegen bin ich ja hier«, sagt Hammoudi. Der Grenzbeamte in seiner schlechtsitzenden Uniform scheucht ihn fort.

Hammoudi ist gerne in Syrien, doch stets unter Vorbehalt: Sein ganzes Leben lang wurde ihm eingetrichtert, dass es hier keine Zukunft gebe und er spätestens nach dem Studium nach Kanada, Australien oder Europa auswandern sollte. Das Leben, das er in Syrien gelebt hatte, hat diese Vorbehalte bestätigt.

Das Gepäck lässt lange auf sich warten. Mehrere Großfamilien werden ungeduldig; Kinder quengeln; ein Herr mit graumeliertem Haar zündet sich eine Zigarette an und wird

vom Wachpersonal ermahnt; Putzfrauen laufen betont langsam mit ihren Wassereimern hin und her, ohne etwas zu putzen. Als das Licht über dem Gepäckband endlich rot aufblinkt, scharen sich alle um den Ausgabepunkt und versuchen, sich einen strategisch günstigen Platz zu sichern, wobei zwei blonde Männer mit rötlichem Bart, die laut Schweizerdeutsch miteinander sprechen, am Ende siegen. Als das Karussell sich endlich in Bewegung setzt, geht ein Raunen durch die Menge. Das Gepäck wird schnell vom Band genommen. Taschen, Koffer aus unterschiedlichsten Materialien, Bündel, Rucksäcke und Kartons werden geschultert, auf die Gepäckwagen gelegt und euphorisch in Richtung des Ausganges geschoben.

Hinter der Absperrung in der Ankunftshalle steht eine Masse von Menschen, die nach ihren Verwandten und Freunden Ausschau halten und auf diese zustürmen, sobald die Tür zur Gepäckausgabe sich einen Spalt breit öffnet. Ein Polizist ermahnt sie immer wieder, nicht zu nahe an die Tür zu kommen. Auf den Gesichtern wechseln sich in kurzen Abständen Freude, Neugierde und Bestürzung ab. Kinder mit Luftballons in den Händen stehen ratlos herum, Babys, deren Väter mit Blumensträußen winken, reiben sich vor Müdigkeit die Augen.

Auch Hammoudi wird von einer lärmenden Menge in Empfang genommen. Eigentlich hatte er vor, direkt ein Taxi zum Hotel zu nehmen. Er möchte sich ein wenig Ruhe gönnen – zwei Nächte alleine schlafen, fern von Claire und auch seiner Familie, die in Deir az-Zour auf ihn wartet. Eine winzige Auszeit, nur für ihn. Aus diesem Grund hatte er den Freunden in Damaskus seine Ankunftszeit nicht mitgeteilt. Sie interpretierten sein Schweigen als Vergesslichkeit und suchten im Netz einfach die Ankunftszeit heraus. Nun fal-

len sie ihm um den Hals und küssen seine Wangen. Hammoudi wird samt seinem schweren Koffer voller Geschenke ins Auto geladen.

Obwohl es sein Budget übersteigt, hat Hammoudi ein Zimmer im Four Seasons gebucht. Erst vor ein paar Wochen hatte er in Paris seine Facharztausbildung zum plastischen Chirurgen mit Auszeichnung bestanden. Fünf Jahre lang hatte er auf diesen Moment hingearbeitet, und als es so weit war, fühlte es sich als etwas an, das ihm zustand. Danach bewarb er sich bei den drei besten Krankenhäusern der Stadt, und es dauerte nicht lange, bis er von allen dreien zu Vorstellungsgesprächen eingeladen wurde. Hammoudi war hochgewachsen, schlank, zuvorkommend und charmant. Sein Französisch war tadellos. Ausschlaggebend war jedoch die perfekte Symmetrie seines Gesichtes – er war genau der Mann, dem man zutraute, die gängigen Schönheitsnormen verinnerlicht zu haben. Er entschied sich schnell für das Krankenhaus, das ihm das beste Angebot gemacht hatte, und bekam sofort seinen Arbeitsvertrag per Post zugeschickt. Am gleichen Abend feierte er das Ereignis mit seiner Freundin Claire bei einem teuren Abendessen mit viel Champagner. Danach organisierte er seine Reise nach Syrien, wo er seinen Pass verlängern lassen musste – eine rein formale Angelegenheit, von der seine Aufenthaltsgenehmigung in Frankreich abhing und deren Klärung er gerne mit einem Kurzurlaub verbinden wollte.

Die Marmorböden der Empfangshalle des Four Seasons glänzen vor lauter Sauberkeit, und die vielen Blumenarrangements verbreiten einen morbiden Duft. Hammoudi wird von zwei Mitarbeitern des Sicherheitsdienstes überprüft und fast nicht ins Hotel gelassen, weil er kein Ausländer ist. Seine Freunde werden ihn in zwei Stunden wieder abholen, er hat

sie gebeten, ihm Zeit zu geben für einen kleinen Mittagschlaf und eine Dusche.

Sein Zimmer ist luxuriös eingerichtet, das Bett breit und hart, die Bettwäsche strahlend weiß und frisch gebügelt, die Minibar gut gefüllt, und die Möbel im Damaszener Stil. Auf dem kleinen Tisch steht ein üppiger Blumenstrauß. Immerhin riecht er besser als das Arrangement in der Lobby. Hammoudi lässt Wasser in die Badewanne einlaufen und wählt Claires Nummer.

Am Abend geht er mit seinen Freunden aus. Eine lautstarke Gruppe Mitte dreißig, Frauen und Männer, manche schon verheiratet, andere geschieden oder einfach nur single, lesbisch oder in einer Partnerschaft lebend, die nichts nach sich zieht. Sie laufen durch die Innenstadt von Damaskus, kehren in Bars ein, trinken Arak, bestellen Kleinigkeiten zu essen, noch mehr Arak und noch mehr Essen. Sie lachen, schreien, lästern und streiten. Sie benehmen sich schriller, als sie es früher getan haben, denn sie versuchen das Band zwischen sich wieder zu knüpfen, einander zu versichern, sich nicht vergessen zu haben, noch immer befreundet zu sein.

Hammoudi bemüht sich, Anschluss an das Leben seiner Freunde zu finden, der Reihenfolge ihrer Partner, Kinder und beruflichen Stationen zu folgen, doch bald schon schwirrt ihm der Kopf. Er weiß nicht, dass seine alte Clique aus Studienzeiten sich mittlerweile nur noch ihm zuliebe trifft – in den Jahren seiner Abwesenheit sind ihre Leben auseinandergedriftet.

Zuerst spüren alle die Beklemmung, sind ungeschickt im Umgang miteinander, aber nach einer Weile werden sie entspannter, was nicht zuletzt der Wirkung des Alkohols zu ver-

danken ist. Sie rufen sich Ereignisse aus ihrer Jugend in Erinnerung, werfen mit Namen von Bekannten, Plätzen und Straßen um sich, an die Hammoudi sich kaum erinnern kann.

Auch Damaskus erkennt Hammoudi fast nicht wieder. Die Innenstadt wurde in den letzten fünf Jahren gentrifiziert: Winzige Lebensmittelläden mussten schließen und wurden als »Zara« oder »Benetton« wiedereröffnet; Bäckereien machten Cafés Platz, in denen Cappuccino mit Sojamilch zu europäischen Preisen serviert wird; ehemalige Gemischtwarenläden, in denen man schlicht alles kaufen konnte, vom Schraubenzieher bis zum Benzinkanister, mussten Handyläden weichen.

Mit dem ersten Morgenlicht fällt Hammoudi in sein über-
teuertes Hotelbett und schläft sofort ein, während durch die
offenen Fenster die Flüche der betrunkenen Nachtschwär-
mer und die Rufe des Muezzins dringen, der zum Morgen-
gebet einlädt.

Amal hat Angst, die sie wegzuspielen versucht. Ihr Leben lang hat sie die Menschen um sich herum studiert, ihre Familie, ihre Freunde, ihre Liebhaber, Wildfremde. Sie hat sich ihre Mimik und ihre Gesten eingeprägt, um sie später auf der Bühne exakt wiedergeben zu können. Sie hat Charaktere, Stimmlagen und Emotionen erlernt. Schon als kleines Kind, bevor sie sprechen konnte, ahmte sie Menschen nach. Dennoch hatte sie sich den Wunsch, Schauspielerin zu werden, lange nicht eingestanden. Sie dachte, sie wäre nicht begabt und schön genug, um auf einer Bühne zu stehen. Sie fand ihre Hüften zu breit, die Nase zu lang und die eigene Stimme nicht fest genug. Zudem suggerierte ihr Vater ihr stets, dieser Beruf sei nichts für ehrbare Frauen. Also machte Amal zunächst einen Abschluss in Englischer Literatur, aber die Bücher füllten sie nicht aus, und so ging sie eines Tages doch zum Vorsprechen am renommierten Institut für Dramatische Kunst.

Das alles scheint ihr sehr lange her zu sein. Nun hat die Angst sich wie ein Parasit in ihrem Brustkorb eingenistet. Amal weiß genau, was ihr zustoßen könnte, aber sie weiß nicht, wann und ob es passieren wird, und diese Ungewissheit lässt sie erzittern. Zu viele Menschen in ihrer Umgebung wurden verhaftet, gefoltert oder sind einfach *verschwunden*, was jedoch auf dasselbe hinausläuft.

Damaskus ist eine laute, unordentliche und hektische

Stadt, übervoll vom Hupen der Busse und Taxis, dem Geschrei der Straßenverkäufer, dem Summen und Tröpfeln der Klimaanlage an den Häuserfassaden, die sich mit der lärmenden Musik, die aus Autofenstern und Bars dröhnt, vermischen. In Damaskus ertrinkt man in der Geschichte und ihren Superlativen. Doch heute ist die Stadt in eine gespenstische Stille getaucht. Kein Verkehr, keine Gespräche, nicht einmal ein Flüstern sind zu vernehmen. Der Himmel ist zugezogen von grauen Wolken.

Amal sieht immer wieder zu den Geheimdienstlern, während ihr Körper jede ihrer Regungen und Geräusche registriert. Der Vorhang in einem der Fenster des Wohnhauses gegenüber bewegt sich. Eine alte Frau versucht möglichst unauffällig durch den schweren Damaststoff zu lugen, und in diesem Augenblick beschließt Amal, dass sie sich nie wieder hinter einem Vorhang verstecken möchte, nicht heute, nicht morgen und auch nicht in vier Jahrzehnten, und dass der einzige Weg, dies zu erreichen, darin besteht, weiter auf diesem Platz zu stehen, komme, was wolle.

Die erste Demonstration fand zwei Tage zuvor statt. Die Luft fühlte sich nach dem Winter erstmals wieder mild an, fast warm. Amal und ein paar ihrer Freunde machten sich mit DIN-A4-großen Pappschildern auf den Weg zum Parlament. Amals Schal war tief in ihr Gesicht gezogen. Sie hatten es nicht gewagt, die Transparente herauszuholen. Am Ende der Demonstration sahen sie sich nicht in die Augen und gingen so schnell wie möglich auseinander. Sie schämten sich, dass sie in aller Heimlichkeit nach einer Demonstration wegrannten, während sich in anderen Ländern Menschen anzündeten.

In den ersten Tagen der Revolution dachten die Optimis-

ten, dass die internationalen Medien und Al Jazeera über die Demonstrationen berichten würden. Sie dachten, das Ausland würde sie nicht im Stich lassen, wenn sie nur von ihrem Staat einforderten, was auch der Rest der Welt anscheinend von ihm verlangte. Keiner dachte wirklich daran, das Regime zu stürzen – es ging ihnen lediglich um Reformen. Ein paar kleine Zugeständnisse seitens der Herrscher.

Die Menschen hatten es nämlich satt. Amal hatte es satt, ihr Bruder hatte es satt, ihre Freunde, ihre Kommilitonen, Bekannte, Fremde auf den Straßen, die ganze vulgäre Bohème hatte es satt. Sie hatten die Korruption, die Willkür der Geheimdienste, die eigene Machtlosigkeit und die permanenten Demütigungen satt. Sie hatten es satt, dass alle öffentlichen Bibliotheken, Flughäfen, Stadien, Universitäten, Parks und sogar Kindergärten nach den Assads benannt waren. Sie hatten es satt, dass ihre Väter, Brüder und Onkel in Gefängnissen saßen. Sie hatten es satt, dass die ganze Familie zusammenlegen musste, um die Söhne von ihrem Armeedienst freizukaufen, während im Kabelfernsehen die nordamerikanischen Teenager Autos geschenkt bekamen und um die Welt reisten. Sie hatten es satt, jeden Morgen in der Schule »Assad, bis in alle Ewigkeit« aufzusagen und zu schwören, dass sie alle Amerikaner, Zionisten und Imperialisten bekämpfen würden. Sie hatten es satt, im Schulfach »Politische Bildung« Assad-Zitate auswendig zu lernen und sie dann mit fehlenden Bruchstücken in Klassenarbeiten zu ergänzen und zeitlich einzuordnen. Sie hatten es satt, dass man ihnen im Fach »Militärische Bildung« beibrachte, ein Gewehr auseinanderzubauen und wieder zusammenzusetzen. Sie hatten es satt, wie Tiere behandelt zu werden. Und vor allem hatten sie es satt, dass sie all das nicht aussprechen durften.

Amals Generation ist die erste, die nichts außer der totalen Herrschaft des Assad-Clans kennt. Ganz im Gegensatz zu ihren Eltern und Großeltern, die sich noch gut an die endlosen Putsch vor der Machtergreifung Hafiz al-Assads oder an das Massaker von 1982 an den Muslimbrüdern in Hama erinnern können, mit dem die Regierung erfolgreich gezeigt hatte, dass mit ihr nicht zu spaßen war. Seither tritt das Assad-Regime wie eine gottgegebene Ordnung auf. Mehr noch: Baschar al-Assad ist größer als Gott, zumindest suggeriert dies seine Omnipräsenz, die seines Vaters, seines Bruders, seiner Frau und deren drei Kindern, und sei es in Form von Porträts, die in jedem Winkel des Landes hängen, wie Vogelscheuchen, die die Menschen ängstigen und vertreiben sollen.

Aus dem Augenwinkel sieht Amal die alewitische Schauspielerin Fadwa Soliman, die sie schon lange bewundert, und für einen Moment beruhigt ihr Anblick sie. Sie atmet tief durch und umfasst mit der rechten ihre linke Hand, um das Zittern zu stoppen. Niemand weiß, was als Nächstes passieren wird. Womöglich wird das Regime an den Demonstranten ein Exempel statuieren, sie alle verhaften oder gewaltsam auseinandertreiben.

Nach einer langen Weile, in der die Demonstranten nichts anderes tun, als beieinanderzustehen und die Geheimdienstler zu beobachten, verlässt ein kleiner Mann in einer zu großen Lederjacke die Versammlung und steuert auf das nächste Café zu. Er ist einer der bedeutendsten Künstler Syriens. Amal und etwa zwanzig andere folgen ihm wie eine Schar Kindergartenkinder, erleichtert, der Gefahr entkommen zu sein.

»Al Raouda«, was »Garten Eden« bedeutet, ist ein traditio-

nelles Damaszener Café, das Alkohol und leichte Gerichte serviert und vornehmlich von Oppositionellen, Schwulen, Lesben, jungen Verliebten und Kleinkriminellen frequentiert wird. Im Garten, der mit weißem und braunem Marmor verkleidet ist und tatsächlich manchmal wie das Paradies anmutet, versammeln sich nun die Demonstranten. Man unterhält sich offen, wenn auch extrem hypothetisch, über Zugeständnisse seitens des Regimes und flirtet unverhohlener denn je miteinander. Nachdem Amal all ihre Bekannten der Reihe nach begrüßt hat, geht sie auf die Toilette, lässt kaltes Wasser über ihre Handgelenke laufen, spritzt es sich ins Gesicht und atmet tief ein und aus. Ihr Körper bebt, während die Anspannung sie verlässt. Sie ist verblüfft, dass die Demonstration so unaufgeregter verlaufen ist. Amal hat sich noch nie als Teil einer Gruppe gefühlt, doch zum ersten Mal ist ihr der Gedanke daran nicht unangenehm.

Hammoudis Familie feiert seine Ankunft mit einem rauschenden Fest. Der Hof ist voller Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen, Neffen und Nichten. Hammoudi hatte schon vergessen, wie anstrengend eine Großfamilie sein kann. Die Mädchen tragen Haarreife, pompöse Kleider und kreischen, während die Jungen hinter ihnen herjagen. Dann wechseln sie die Rollen, die Jungen laufen weg, und die Mädchen verfolgen sie schreiend.

In der Mitte des Hofes ist ein riesiger Tisch aufgestellt worden, der sich unter der Last der Speisen und Getränke biegt. Hammoudis Vater hat ein Lamm schlachten, mit Reis und Nüssen füllen und dann langsam über dem Feuer im Hof braten lassen. Seine Mutter wies die Dienstmädchen an, mehrere Tage lang Salate und Vorspeisen vorzubereiten, sieben Kilo Kebab und diverse Fische zu marinieren, Joghurt zu rühren und riesige Tablettts mit Baklava und Shebiat-Gebäck aufzustellen.

Hammoudi wird von einer Kinderschar belagert, an die er die aus Frankreich mitgebrachten Geschenke verteilt. Die Kinder haben ihr Spiel für einen kurzen Moment unterbrochen. Hammoudis Tanten laden den Gästen großzügige Essensportionen auf die feinen Porzellanteller, die Hammoudis Mutter aus Japan importiert hat. Seine Großeltern haben sieben Töchter und keinen einzigen Sohn, was die Töchter und vor allem der Großvater als ein großes Glück empfin-

den. Er hat all seinen Töchtern ein Studium ermöglicht, und alle sieben entschieden sich für Medizin. Inzwischen arbeiten sie zwar in unterschiedlichen Fachgebieten, sind aber weiterhin unzertrennlich. Seine ganze Kindheit hindurch sah Hammoudi seine Tanten eng beieinandersitzen und im Sommer auf dem Dach ihres Hauses Nüsse und Süßigkeiten knabbern, während sie über die Nachbarn herzogen.

Hammoudis Cousin gießt zwei Fingerbreit einer klaren Flüssigkeit in ihre beiden Gläser, wirft Eiswürfel hinein und verdünnt den Alkohol mit Wasser, woraufhin die Flüssigkeit milchig-weiß wird. Auch die Nachbarn sind da, die Eltern von Mohammed, einem einst pummeligen Jungen, der mittlerweile zu einem schlaksigen Teenager herangewachsen ist und davon träumt, Brückenbauer zu werden.

Hammoudi beobachtet, wie sein Bruder sich angeregt mit einem Mädchen unterhält, und lächelt in sich hinein – Naji ist stets hinter einer Frau her, obwohl er mit seinen dreiunddreißig Jahren nicht mehr der Jüngste ist. Er ist das schwarze Schaf der Familie.

Nach dem Essen liest Hammoudis Großmutter die Zukunft aus dem Kaffeesatz. Eine lange Schlange bildet sich vor der zierlichen, von Arthritis gebeugten Frau, die sich geduldig nacheinander die Tassen anschaut und den braunen Satz deutet. Sie ist eine der wenigen Wahrsagerinnen, die jungen Mädchen keine Bräutigame und Söhne vorhersagt. In der Kaffeetasse von Hammoudis Cousine sieht sie einen Fisch, was Geld bedeutet. Auch Hammoudi bringt seine Tasse zu ihr, sie streicht ihm über die Stirn, dann aber verfinstert sich ihr Blick, und sie starrt lange seine Tasse an, so lange, dass Hammoudi sie lachend fragt, ob seine Zukunft wirklich so düster sei.

»Gott wird es richten«, sagt sie schließlich. »*Min timmi ila*

abau' al-samah. Von meinem Mund zu den Pforten des Paradieses.«

Später am Abend fragt Hammoudi noch einmal nach seiner Zukunft, doch seine Großmutter schüttelt nur den Kopf und bittet um ein Glas Wasser.

Am Morgen nach dem Fest, während das ganze Haus noch schläft, macht Hammoudi sich zur Stadtverwaltung auf, um endlich seinen Pass verlängern zu lassen. Die Sicherheitsmänner winken ihn schlaftrunken durch. Die Flure sind eng, die Wände blassgelb gestrichen und mit einer grellgrünen Bordüre geschmückt. In einem stickigen Zimmer nimmt Hammoudi Platz und wartet, bis sein Name aufgerufen wird.

Die Wartezimmer der Syrischen Republik haben viele Gemeinsamkeiten mit den Gefängnissen, niemand weiß, wie lange und weshalb man in ihnen sitzen wird. Die Zeit hier ist auf ihre Unbestimmtheit hin ausgelegt, sie dehnt sich aus oder verrinnt. Möglicherweise wird ein ganzer Tag verstreichen, möglicherweise nur eine halbe Stunde. Hammoudi versucht allen möglichen Beschäftigungen nachzugehen, Handyspiele, E-Mails, ein vor Ewigkeiten angefangener Roman, und doch ist sein Körper in permanenter Alarmbereitschaft, denn sein Name könnte jederzeit aufgerufen werden.

Drei Stunden später darf er in ein winziges Zimmer eintreten und einem Beamten in einem nicht mehr ganz frischen weißen Hemd seinen Pass hinüberreichen. Der hölzerne Schreibtisch ist mit Akten überladen, auf manchen hat sich bereits eine Staubschicht gebildet. Darüber hängt ein großformatiges Porträt des Präsidenten Baschar al-Assad, die Farben sind bereits verblichen. Der Beamte nickt und sagt: »Kommen Sie um vier wieder. Dann können Sie Ihren Pass abholen.«

Draußen blendet das Licht und Hammoudi setzt rasch seine Sonnenbrille auf, die für Deir az-Zour zu elegant und zu teuer aussieht. Seine gesamte Garderobe passt nicht hierher, denkt er. Seine Mutter hat für ihn sogar gestern Nacht noch eine Galabiyya herausgelegt. Er nutzt die Zeit für einen Spaziergang durch die Stadt, die ihm nun entrückt erscheint, so wie seine ganze Kindheit. Die Straßen sind zu dieser Stunde leer, viele der Bewohner halten Mittagsschlaf, auch Hunde dösen im Schatten, während die Katzen sich unermüdlich durch die Müllcontainer wühlen.

In einem winzigen Supermarkt kauft Hammoudi ein Feuerzeug und Zigaretten. Der Ladenbesitzer schläft betrunken hinter seiner Ladentheke, der Monitor der Überwachungskamera und ein alter Fernseher, in dem eine Fußballübertragung läuft, flimmern neben seinem rasierten Schädel. Hammoudi wirft einen Blick auf das Spiel und versucht die beiden Mannschaften auszumachen. Dann reißt er das Zellophanpapier von der Packung und steckt sich gierig eine Zigarette in den Mund.

Er zieht seine Jacke enger um den Körper und setzt seinen Spaziergang fort. Noch ist es kühl, aber im Sommer steigt die Temperatur auf über vierzig Grad im Schatten. Deir az-Zour wird als die »gelbe Stadt« bezeichnet, denn an zweihundertzwanzig Tagen im Jahr bedeckt Sand die Straßen und Häuser. Selbst der Himmel nimmt dann eine safran-gelbe Farbe an, die sich im Verlauf der Stunden zu einem kräftigen Rot verwandelt.

Hammoudi kann dem Drang nicht mehr widerstehen, es zieht ihn zum Euphrat, dem smaragdgrünen Fluss, der von den Einwohnern wie eine Gottheit verehrt wird. Gemächlich läuft er hin und bleibt am Ufer stehen, so dass er die Hängebrücke gut im Blick hat. Er sieht zu, wie ein paar

Schüler, die offensichtlich den Unterricht schwänzen, in die Tiefe hinabspringen. Die Sprünge sind gefährlich, denn die Strömung ist stark, aber es ist ein altes Ritual der Stadtjugend. In jeder Familie gibt es mindestens einen Verwandten, der in diesem Fluss ertrunken ist, aber das hält die Jugend nicht auf.

Unter den Springern meint Hammoudi Mohammed zu erkennen, und dann fällt es ihm wieder ein, die Hängebrücke sei in Wahrheit eine Schrägseilbrücke, das hat ihm Mohammed mal erklärt. Der Junge, der Mohammed sein könnte, hält die Arme über den Kopf ausgestreckt und lässt sich fallen. Hammoudi wartet, bis sein Kopf wieder auf der Wasseroberfläche auftaucht, und macht sich dann auf den Weg.

Um zehn vor vier steht er wieder im Warteraum des Bürgeramtes. Diesmal wird er sofort in das Büro des Behördenleiters gerufen, der ihn streng anschaut und verkündet: »Sie können Ihren Pass wiederhaben, aber Sie dürfen das Land nicht verlassen.«

»Wie bitte?«, fragt Hammoudi.

»Der Sicherheitsdienst hat Bedenken, Sie wieder ausreisen zu lassen. Bitte wenden Sie sich an das zuständige Amt.«

»Aber mir wurde in der syrischen Botschaft versichert, ich könne meinen Pass einfach verlängern lassen. Es sei keine große Sache.«

»Wo war das?«

»In Paris.«

»Dann wenden Sie sich an die Kollegen in Paris.«

»Aber dafür müsste ich erst ausreisen können!«

»Ich werde nicht mit Ihnen diskutieren.« Mit einem ausdruckslosen Gesicht öffnet der Beamte die nächste Akte.

Amal spaziert mit ihrer Kindheitsfreundin Luna durch den Souq al-Hamidiyeh. Obwohl der Himmel noch hell ist, dämmt es bereits. Die ersten Mücken versammeln sich in den Lichtkegeln der Straßenlaternen. Es riecht nach Jasmin, Weihrauch, Rosenöl, handgemachter Seife und zu Bergen aufgetürmten Gewürzen: Süßholz, getrocknetem Koriander, Estragon, Paprika, Kurkuma, Zimt und Zatar, Rosenblüten, Lavendel, Borretsch. Der Markt besteht aus unzähligen kleinen Gassen und Korridoren, die zu unterschiedlichen Abteilungen führen, so gibt es mehrere Gänge, in denen nur Kleidung oder Haushaltsgegenstände verkauft werden. Alles ist vollgestopft mit Waren, oft sind sie auf Teppichen und Plastikplanen vor den Geschäften ausgebreitet.

Amal und Luna wurden schon von ihren Müttern nebeneinanderher in ihren Kinderwagen spazieren gefahren. Nun sind die beiden auf der Suche nach Dessous, die Lunas neuem Bekannten gefallen könnten. Auf dem Souq al-Hamidiyeh wird in mehreren Gassen Unterwäsche für angehende Bräute verkauft. Die Läden, deren Kundenstamm vorwiegend aus neugierigen Syrerinnen, westlichen Touristen und reifen Damen aus den Arabischen Emiraten besteht, tarnen sich mit Unschuld, während sie in Wahrheit niederländischen Sexshops gleichen. Die Verkäufer sind allesamt männlich und Ende sechzig.

Amal und Luna bleiben immer wieder vor einem Schau-

fenster stehen, betrachten Peitschen und BHs, die mal als SM-Kreationen daherkommen, mal blinken und mal Löcher auf Höhe der Nippel haben. Sie kichern und tuscheln miteinander wie kleine Mädchen, obwohl beide schon Mitte zwanzig sind und ihre Unschuld bereits mit fünfzehn beziehungsweise vierzehn Jahren verloren haben. Als ein leichter Nieselregen einsetzt, betreten sie endlich ein Geschäft.

Ein Mann mit einer großen, breiten Nase bietet ihnen einen Kaffee an und fragt, ob eine von beiden die Braut sei. Luna nickt eine Spur zu eifrig. Ein Jugendlicher mit Zahnsperre bringt aus dem Hinterzimmer ein Tablett mit Kaffeetassen und einer Zuckerschale.

»Du hast die Figur eines Mädchens, es wird nicht schwer, das Richtige für dich zu finden, Schwester«, sagt der Verkäufer und mustert Luna unverhohlen. Sie sieht noch immer aus wie eine Vierzehnjährige – sie ist dünn und hat lange Haare, die ihr ins Gesicht fallen. Ihre Kleidung ist entweder eine Spur zu eng oder zu weit, so dass sie mal wie eine Lolita, die die Kleider ihrer Mutter anprobiert, und mal wie ein zu schnell gewachsenes Kind aussieht.

Nur fünf Minuten später hat er sein ganzes Sortiment vor ihnen ausgebreitet: Der Tisch quillt über von Strings aus Schokolade, Strings geschmückt mit Pailletten, Federn oder ganzen Insekten, es gibt auch Strings mit Bildern von Superhelden und mit Elektronik – manche stimmen ein Liebeslied an, andere nur »Old MacDonald Had a Farm«. Der Verkäufer lässt es sich nicht nehmen, jedes noch so kleine Detail süffisant zu erklären. Doch Luna ist eine schwierige Kundin, unentschlossen und geizig.

»Schwester, wie gesagt, bei deiner Figur kannst du alles tragen«, sagt der Verkäufer, »aber ich würde dir dennoch zu

einem Push-up raten, manchmal wollen Männer einfach mehr.«

»Nein.« Mehr sagt Luna nicht, aber sie nippt nachdenklich an ihrem Kaffee und kräuselt eingeschnappt die Nase.

»Schau, Schwester, diese hier sind neu reingekommen.« Der Mann breitet vor Luna eine ganze Reihe von Unterwäschesets aus. Die Höschen sind mit bunten Vögeln geschmückt.

»Ish al-asfour«, flüstert Amal und der Mann grinst, denn dies bedeutet im Arabischen »Vogelnest«, und außerdem bedeutet es auch noch »Schamhaar einer Frau«.

»Manche mögen es voller, vor allem in Europa soll es so zugehen«, erklärt der Verkäufer und hält plötzlich einen String mit einer Rose, dem Symbol der Hisbollah, Luna vor die Nase.

»Vielleicht ja das?«, fragt er hoffnungsvoll.

Luna verzieht das Gesicht und fuchtelte verärgert mit den Händen. Das fast nicht vorhandene Kleidungsstück verschwindet in aller Eile wieder unter dem Ladentisch.

»Schau dir das an, Schwester! Wenn du dich in der Nacht deinem Mann präsentierst, zieh den BH nicht selbst aus, sondern warte, bis er sich dranmacht, ihn zu öffnen, dann klatschst du schnell in die Hände, und der BH öffnet sich von selbst, und das Höschen gleitet einfach runter.«

Das Verkaufsgespräch wird glücklicherweise unterbrochen, als eine Frau in einer bodenlangen Abaya hereinkommt und sich auf Englisch nach den neuesten Push-up-Modellen erkundigt. Ihr Ehemann und ein Sohn jugendlichen Alters warten draußen.

Eine andere Frau kauft eine Unterhose mit einem riesigen Herz aus Schokolade, und Amal flüstert: »Endlich mal eine klare Anweisung.«

Am Ende erwirbt Luna dennoch mehrere Ensembles für ihre neueste Affäre, und Amal fragt sie eher belustigt als besorgt: »Meinst du, das ist wirklich nötig?«

»Der Mann ist seit sieben Jahren verheiratet, natürlich ist es nötig«, zischt Luna.